

Rede zur Ausstellung **Walter Libuda | OCKERLAND** im Kunstverein zu Rostock

Walter Libuda ist ein prominenter Künstler unserer Zeit einer der herausragendsten seiner Generation in unserem Land. Sein 70. Geburtstag steht bevor. Das wird nicht groß gefeiert, aber sei trotzdem gesagt, denn solche Zahlen erinnern uns daran, dass das Leben voranschreitet. Ein künstlerisches Werk hat sich gerundet, und man sieht sich mit der Frage konfrontiert, wieviel ihm noch an Zeit gegeben ist. „Drei-Tage-Viertel“, lautet Walter Libudas salomonische Antwort. Natürlich ist das Spaß, denn „Drei-Tage-Viertel“ ist der Titel der Ausstellung, die ab Pfingsten im Kunstmuseum Ahrenshoop zu sehen sein wird, ohne dass auch wir viel Wesen um seinen Geburtstag machen würden. Ein Hinweis auf die Zeit steckt aber doch darin – ein Thema, das den Maler schon seit längerem beschäftigt. Wer letztes Jahr die Ausstellung im Alten Wasserwerk in Schwerin gesehen hat, erinnert sich vielleicht noch an die eindrucksvolle Serie großer Bilder mit dem Titel „Sieben Tage – eine Woche“, in der der einsame Protagonist gelebter Zeit von Tag zu Tag wie von einem Raum in einen ähnlichen anderen wechselt. Die Behausung, die er ihm gewährt, ist knapp bemessen, das darin begonnene Spiel lässt er zurück. Man weiß nicht, was zurückgelassen werden muss und was bewahrt wird, sieht nur, dass es anders wird. Der Führer durch die Zeit – so mutet die Figur an, die aus diesen Bildern schaut, lässt an die Jenseitsführer Dantes in der Göttlichen Komödie denken. Sicher hat Libuda nicht daran gedacht, aber der Gestus einer mitnehmenden Ansprache zeigt sich auch gelegentlich in einem Selbstbildnis. Das „Selbst mit Messgerät“ in dieser Ausstellung verweist nochmals auf Zeit als Lebensrhythmus, der erfahren wird: körperlich und in der Arbeit, im Schaffensprozess des Künstlers.

Walter Libuda wurde 1950 in Thüringen geboren. Er studierte an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig, wurde Meisterschüler und Assistent Bernhard Heisigs. Vor seinem Umzug nach Berlin Mitte der 1980er entwickelte er eine der eigenwilligsten und schillerndsten Positionen der Leipziger Szene, ohne je in ihrem Mittelpunkt zu stehen. Diese Position hat er bis heute konsequent ausgebaut. Das koloristische und figürliche Szenario seiner Werke ist Ergebnis einer unentwegten, von Impulsen aus dem allgemeinen Lebensstrom entzündeten Reflexion. In den Bildern und Objekten, die dabei entstehen, schlägt sich die gelebte Zeit in ihrer unerschöpflichen und sagenhaften sinnlichen Ereignisdichte nieder. Die reichen Farben und Formen seiner Werke bezeugen bis in jede Einzelheit hinein die unverwechselbare Handschrift Walter Libudas. Dabei bleibt ein Werk nur selten abgeschlossen. Über Jahre hinweg verändert er es immer wieder. Zustand folgt auf Zustand, Einzelarbeiten entwickeln sich zu Folgen und Serien. Die Gemälde wachsen unter seiner Hand in vielen Phasen eines langwierigen, oftmals auch für längere Zeit unterbrochenen Arbeitsprozesses zu vielschichtigen Farblandschaften heran. An ihrer Oberfläche zeigt sich der durchlebte schöpferische Fortgang an zahllosen plastischen und farblichen Differenzierungen, die den Bildkörper aus seiner Tiefe heraus schwingen und aufleuchten lassen. Farbe und Struktur verdichten sich und werden dabei stofflicher, kompakter, schwerer. Diese Schwere teilt sich jedoch kaum dem visuellen Auftritt mit – im Gegenteil: Je weiter sein Werk fortschreitet, desto klarer definieren sich die Farben.

Beizeiten griff Libudas Arbeit von der Malerei und Zeichnung auf andere Felder der Gestaltung über: Die Skulptur, als Bronze und Keramik, die Assemblage in filigraner Ausformung und in monumentalem Format. Spektakulär sind die Bildkästen des Künstlers, bei denen alle Mittel ineinandergreifen. Wie Bühnenbilder, mehr noch wie Reliquienschreine, üben diese Werke einen starken Sog aus, so, als seien hier reale Zeugen einer verschütteten Lebenswelt präpariert worden, damit man sich ihrer erinnert. Libudas Bildrhetorik geht von einem Denken direkt in Bildern statt auf dem Umweg über die Sprache aus. Zwar gibt es zwischen beiden Bereichen des Ausdrucks und der Kommunikation Verbindungen, sie sind aber nicht – wie häufig angenommen wird – kongruent miteinander. Das Denken in Bildern reicht weiter zurück – an den Anfang unseres Lebens und betrifft somit Bereiche einer nicht oder nur schwer erinnerbaren, urtümlichen Lebenserfahrung, wie sie noch im Tagtraum manchmal aufscheint. Im Zuge der gewöhnlichen kulturellen Konditionierung wird diese Art zu denken weit zurückgedrängt bzw. kanalisiert und durch Erwartungshaltungen meist ideologischer Natur ersetzt. Künstler können diese Fähigkeit jedoch reaktivieren oder haben sie sich immer bewahrt. Die Konsequenz, mit der ihr Werk daraus gespeist wird, und die Kraft, mit der das geschieht, machen seine Qualität im Wesentlichen aus. Das Irritierende an Kunst ist oft, dass man sehr deutlich spürt, was da ist, was gemalt ist, aber nicht die Schranke niederreißen kann, die das eigene Denken von der Welt des Bildes trennt. Vielleicht ist dieses unterschwellige Gefühl, von einem mächtigen Bereich getrennt zu sein, der waltet, ohne dass wir es verfolgen können, auch ein Grund für das häufige Erschrecken vor der Kunst.

Denn natürlich entführt das Lebenswerk eines Künstlers wie Walter Libuda nicht in abgelegene Erfahrungsbereiche, sondern bringt Brisantes zum Ausdruck: Das ist einer der Gründe für die häufigen Veränderungen, die er seinen Werken angedeihen lässt.

Walter Libudas Werke sind existenziell. Sie sind auf ein Ereignisfeld bezogen, das im breiten Strom der menschlichen Geschichte seine weitreichenden Bezugspunkte und Brandherde hat. Er lässt die Existenz als Gleichnis bildhaft werden, sei der Anlass nun erheblich oder nicht dem Anschein nach, als Konstellation, so wie sie für ihn selbst Belang hat. Manches, was er malt, zeichnet oder formt, wirkt mystisch, anderes martialisch, halsbrecherisch oder grotesk. Heiter wird es seltener, aber alles glüht in betörenden Farben.

Im Mittelpunkt der Bildwelt Walter Libudas steht der Mensch, mal groß, mal winzig und als Kürzel nur vorhanden: der Akteur, der das im Farbraum Ausgebreitete erfährt, es denkt, es träumt und ausspinnt. Hand anlegt und sich versteigt zu Taten, Schritten, die verstören. Der das Raumgefüge mit sich füllt, hineinwächst und sich dort verborgen hält, sich birgt in Ungetümen, die die Zivilisation erschaffen hat. Der Maskeraden trägt, die den Versteckten trotzdem sehen lassen, ihn ausdrücklich stellen, während er im Labyrinth der niemals formulierten Dinge und Bedeutungen nach Orientierung sucht. Das Wesen Mensch im Reich der unerhörten Farben und der machtvollen Figur des Seins in ihrer Rätselhaftigkeit sowohl von Weitem als auch aus der Nähe. Er probt Möglichkeiten zu bestehen, in sich horchend einmal und ein andermal das Fremde im Spaziergang nehmend, zwischen Höhenflug und Absturz, voller Neugier auf das wunderträchtige Konstrukt der Welt.

Katrin Arrieta